



*Herausgegeben
von Annette Leo und
Franka Maubach*

Den Unterdrückten eine Stimme geben?

Die **International
Oral History Association**

zwischen politischer Bewegung und
wissenschaftlichem Netzwerk

Wallstein

Den Unterdrückten eine Stimme geben?

Den Unterdrückten eine Stimme geben?

*Die International Oral History Association
zwischen politischer Bewegung
und wissenschaftlichem Netzwerk*

Herausgegeben von
Annette Leo und Franka Maubach

Mit einem Nachwort von
Lutz Niethammer

WALLSTEIN VERLAG

Gefördert mit einem Druckkostenzuschuss der VolkswagenStiftung

Inhalt

ANNETTE LEO

Der besondere Charme der Integration.

Einführende Bemerkungen zu diesem Band 7

MANJA FINNBERG

Die Intellektuellen des internationalen Netzwerks der Oral History.

Lebensgeschichtliche Voraussetzungen

und Motivationen ihrer Oral-History-Arbeit 21

CHRISTIAN KÖNIG

Bewegung und Zusammenhalt. Ein Freundschaftsnetzwerk

als wissenschaftsgeschichtliches Phänomen 67

JULIE BOEKHOFF

Von den Machtstrukturen eines Häuptlingsrates

zum gewählten Vorstand. Eine Geschichte des Netzwerks bis 1996 111

AGNÈS ARP

Nationale Grenzüberschreitungen mit Rückkopplung.

Die Internationalität des Netzwerkes 160

SILVIA MUSSO

Die International Oral History Association

als interdisziplinäres Laboratorium 195

FRANKA MAUBACH

Das freie Wort als Menschenrecht.

Schweigen und Sprechen in der IOHA 240

ANNETTE LEO

»Erzählen Sie uns bitte Ihre Lebensgeschichte ...«.

Rollenverwirrung oder wie es ist, wenn erfahrene InterviewerInnen

interviewt werden. 273

LUTZ NIETHAMMER

Nachwort. 291

Danksagung 319

ANHANG

Interviews und unveröffentlichte Quellen 321

Literatur 323

Konferenzen der IOHA 335

Kurzbiografien der Protagonisten 337

Die Autoren und Autorinnen 373

Personenregister 375

Annette Leo

Der besondere Charme der Integration

Einführende Bemerkungen zu diesem Band

Es trat in einigen Ländern auf, in denen die Post-68er-Kultur wichtig war, es hatte einen interdisziplinären Ansatz und eine nicht sehr formalisierte Art der Organisation, es war eine vorwiegend europäische Angelegenheit, [...] es war erklärtermaßen links und demokratisch, hatte aber tatsächlich eine sehr undemokratische Struktur, es arbeitete mit sehr wenig Geld und besaß den Charme europäischer Integration ganz anderer Art.

Die Sätze, mit denen Lutz Niethammer am 13. September 2007 auf dem Campus in Essex einen internationalen Workshop über die Anfänge der International Oral History Association (IOHA) einleitete, könnten auch als Rätselfrage in einem Quiz verstanden werden. Was verbirgt sich hinter diesem so sorgsam und widersprüchlich umschriebenen »Es«? Eine Organisation oder gerade keine – demokratisch und zugleich undemokratisch –, ein politisches Projekt, eine Bewegung, ein Forschungsverbund? Wo die am Workshop teilnehmenden Oral Historians der ersten Stunden intuitiv zu verstehen schienen, was »es« meinte, waren die Nachwuchsforscher, die an einer Studie über die IOHA arbeiteten und hier ihre Ergebnisse vorlegen, zunächst einmal verwirrt: Wie ließ sich der ambivalente Charakter dieses im Anfang durchaus politischen Forschungsunternehmens, den »Unterdrückten eine Stimme« zu geben, wissenschaftlich fassen?

Die AutorInnen des vorliegenden Bandes haben sich auf die Suche nach Antworten auf diese Fragen gemacht. Gegenstand ihrer Untersuchung ist ein Stück Intellektuellengeschichte des vergangenen Jahrhunderts – die International Oral History Association (IOHA) in den ersten zwanzig Jahren ihrer Existenz von 1976 bis 1996, als sie noch keine formelle Organisation war, sondern eher ein informeller Zusammenschluss. Und damit beginnen auch gleich die Begriffsprobleme, weil sie/»es« in dieser Zeit eigentlich diesen Namen noch nicht trug, beziehungsweise wurde er nur in manchen Situationen verwendet, in anderen Zusammenhängen hieß »es« *movement*, Gruppe, Komitee oder Netzwerk.

Es handelte sich bei diesem Gebilde, so könnte man sagen, um einen eher spontan entstandenen interdisziplinären, europäisch und transatlantisch ver-

netzten Verbund von Forscherinnen und Forschern, der – trotz oder gerade wegen fehlender Strukturen und Funktionsregeln – auf erstaunlich effektive Weise dazu beigetragen hat, die Oral History vom Rand der Wissenschaftslandschaft, an dem sie sich damals befand, mehr in Richtung ihrer Mitte zu befördern. Doch auch dieser Satz wirft mehr Fragen auf, als er beantwortet. Für die Arbeit mit mündlichen Quellen hat sich der englische Terminus *Oral History* mittlerweile zwar weitgehend durchgesetzt, er bleibt jedoch, wie Herwart Vorländer schreibt, »ein Verlegenheitsbegriff«, den wir »mangels anderer konsensfähiger Begriffe aus unserer eigenen Sprache« benutzen.¹ Lutz Niethammer bekennet in seinem autobiografischen Erinnerungsbuch, an der Etablierung dieses »in der Sache falschen, aber eingeführten« Begriffs in Deutschland mitbeteiligt gewesen zu sein², der, so muss hinzugefügt werden, gleich in mehrfacher Hinsicht unscharf und irreführend ist. Einerseits suggeriert er, es handle sich um eine Art Unterabteilung der Geschichtswissenschaft, was der zuvor postulierten Interdisziplinarität offenbar widerspricht. Andere Wissenschaftsdisziplinen, die schon seit Langem mit mündlichen Quellen arbeiten und sie keineswegs nur vergangenheitsbezogen nutzen, scheinen damit ausgeschlossen. Auf der anderen Seite lässt der Begriff völlig offen, was Oral History eigentlich ist: eine Forschungsmethode, eine eigene Disziplin, einfach nur eine Quellenart oder alles zugleich? Doch diese Unschärfe – vielleicht sollte man besser von Vieldeutigkeit sprechen – begleitet die Oral History seit ihren Anfängen. Eines ihrer Wesensmerkmale ist zweifellos, dass sie sich aus der praktischen Arbeit vieler unterschiedlicher Forscher-Persönlichkeiten heraus entwickelt hat, die sich jeweils von verschiedenen bereits eingeführten Methoden, Menschen zu befragen, inspirieren ließen – vom journalistischen Interview über das therapeutische Gespräch und die soziologische Umfrage bis hin zur gerichtlichen Zeugenvernehmung. Methodische und theoretische Diskurse spielten und spielen unter ihren Erfindern und Betreibern zwar eine Rolle, es gab jedoch lange Zeit keine allgemein anerkannte Definition des Gegenstands, die vielleicht sogar entbehrlich war. Ich selbst finde Dorothee Wierlings Formulierung von »der Doppelbedeutung von Quellentypus und Methode« am einleuchtendsten und vielleicht einigen sich die Oral Historians eines Tages auf diese Beschreibung.³

1 Herwart Vorländer (Hg.): *Oral History. Mündlich erfragte Geschichte*, Göttingen 1990, S. 7.

2 Lutz Niethammer: *Ego-Histoire? Und andere Erinnerungsversuche*, Wien/Köln/Weimar 2002, S. 142.

3 Dorothee Wierling: *Oral History*, in: *Aufriss der Historischen Wissenschaften*, Bd. 7, *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 2003, S. 81.

Angesichts so vieler Unklarheiten und Unschärfen kann man doch zumindest mit Sicherheit sagen, dass die Beschäftigung mit der Oral History und das Engagement im internationalen Netzwerk ein wichtiger Teil der Lebensgeschichte einer Anzahl von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern geworden ist, die in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts traditionelle Wege verließen und neue Möglichkeiten erprobten, um die sie umgebenden Wirklichkeiten aufzuzeichnen und zu deuten. Das taten sie eine Zeit lang unabhängig voneinander an verschiedenen Orten, bisweilen unter ähnlichen Umständen und aus ähnlichen Beweggründen, sie taten es später auch gemeinsam in enger Verbindung und im Austausch miteinander. Vielleicht spiegelt gerade die Tatsache, dass sich der englische Terminus nicht nur in Deutschland eingebürgert hat, den transnationalen Entstehungskontext der Oral History: Nicht zuletzt der Austausch von Forschern und Forscherinnen aus unterschiedlichen Ländern führte zur Profilierung des Ansatzes und half der Oral History hier und da aus der nationalen Isolation.

Was waren das für neue Wege, wo begannen sie, wohin führten sie? Im Grunde sind doch mündliche Überlieferungen, Erinnerungen, Erzählungen, Mythen und Märchen die ältesten Quellen, aus denen Historiker, Ethnologen, Anthropologen und Literaturwissenschaftler Erkenntnisse zu ziehen bemüht sind. Die Oral History allerdings, so wie wir sie heute verstehen, als Erinnerungsinterviews mit Zeitzeugen und die minutiöse Dokumentation von deren Antworten mithilfe von Aufzeichnungsgeräten, wurde erst in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in den USA geboren. Genau genommen, entsprang sie zwei verschiedenen Wurzeln: auf der einen Seite dem Interesse für die Erinnerungen einflussreicher Persönlichkeiten und andererseits dem für die Erinnerungen unterdrückter Minderheiten. So wurden seit Beginn der dreißiger Jahre alle scheidenden amerikanischen Präsidenten über Hintergründe und Zusammenhänge ihrer politischen Handlungen befragt. Diese Zeugnisse wurden an der Columbia University gesammelt, wo Louis Starr und Allan Nevins 1948 eine Oral-History-Forschungsabteilung gründeten. Beinahe zeitgleich begannen WissenschaftlerInnen an der Universität von Chicago, die Nachkommen der amerikanischen Ureinwohner und die Nachkommen der afrikanischen Sklaven zu befragen. Sie wollten die Geschichte jener festhalten, über die es keine schriftlichen Zeugnisse gibt.⁴

4 Vgl. zur Oral History in den USA immer noch Lutz Niethammer: Oral History in USA. Zur Entwicklung und Problematik diachroner Befragungen, in: Archiv für Sozialgeschichte 18 (1976), S. 457-501. Zum Chicagoer Kontext exemplarisch Benjamin A. Botkin: Lay My Burden Down: a Folk History of Slavery, Chicago 1969 [zuerst 1945]. Im unter Franklin D. Roosevelt initiierten Federal Writers Project wurden seit den 1930er Jahren landesweit Tausende von Menschen – vor allem auch ehemalige Sklaven – inter-

Dafür dass junge WissenschaftlerInnen dreißig/vierzig Jahre später dieses Verfahren unter anderen Vorzeichen und mit anderen Erkenntnisinteressen aufgriffen und verbreiteten, war wohl vor allem das Zusammentreffen zweier Faktoren verantwortlich. Zum einen war es das Unbehagen, die Unzufriedenheit mit den traditionellen Forschungsmethoden und -inhalten, die Millionen von Akteuren der Geschichte nur als statistische Größen oder Elemente von Strukturen zu erfassen vermochten. Zum anderen war es die rasante Entwicklung der Aufnahme- und Wiedergabetechnik. Erst die Produktion von immer kleineren und preiswerteren Geräten ermöglichte es ForscherInnen unterschiedlicher Disziplinen ebenso wie engagierten Laien, sich auf den Weg über das viel beschriebene »Feld« hin zu den anarchistischen Bergleuten Kataloniens, den englischen Fischern und den flandrischen Textilarbeiterinnen zu machen und deren Erinnerungen und Erfahrungen zu erfragen.

Die Oral History ist ein Kind des Zeitgeistes der späten sechziger und siebziger Jahre in Westeuropa und den USA. Das war eine Zeit der sozialen und politischen Umbrüche ebenso wie der internationalen Entspannung und Prosperität. Der Kalte Krieg zwischen Ost und West wich allmählich einem Klima des Dialogs, in Spanien und Portugal verschwanden die beiden letzten faschistischen Diktaturen, die kommunistischen Parteien in Frankreich, Italien und Spanien emanzipierten sich allmählich von der sowjetischen Bevormundung und suchten nach eigenen nationalen und lokalen Traditionen. Die rasche europäische Integration – 1979 wurde das erste Europäische Parlament gewählt – löste auch eine Gegenbewegung hin zur Wahrnehmung und Bewahrung regionaler und lokaler Identitäten aus. Umso mehr, als infolge der technischen Revolution ganze Industriezweige dabei waren zu verschwinden, nachdem sie jahrhundertlang das Leben der Menschen in bestimmten Landschaften geprägt hatten, und die Erinnerung daran verloren zu gehen drohte. Gleichzeitig bereitete der mit viel Misstrauen und Abwehr begleitete europäische Einigungsprozess den Boden für Kontakte und Kooperation über bisherige Grenzen hinweg, nun auch jenseits staatlicher Vereinbarungen und ökonomischer Interessen.

Die 68er-Jugendrevolte mündete nicht nur in die spektakulären Aktivitäten der Terrorgruppen Rote Brigaden und Rote Armee Fraktion, vor allem gingen daraus viele verschiedene politisch-soziale Bewegungen hervor, die eher leise und gewaltlos, von unten – von den Graswurzeln her – die Gesellschaft demokratisieren wollten, zum Beispiel die Frauenbewegung, die Friedens-, Umwelt- und Anti-Atomkraft-Bewegung oder eben die Geschichtswerkstätten, die über-

viewt. Vgl. *These Are Our Lives. As Told By the People and Written By Members of the Federal Writers Project of the Works Progress Administration in North Carolina, Tennessee, and Georgia*, New York 1975 [zuerst 1939].

all nach dem englischen Vorbild der *History Workshops* entstanden und von denen damals wesentliche Impulse für die Entwicklung der Oral History ausgingen. Laien und Akademiker arbeiteten dort zusammen, um ihre Vorstellungen von einer demokratischeren Geschichtsschreibung zu verwirklichen, in der endlich auch die sogenannten kleinen Leute zu Wort kommen sollten. »Grabe wo du stehst«, der Titel des Buches des schwedischen Autors Sven Lindqvist, wurde zum Motto einer Bewegung, die sich zum Ziel gesetzt hatte, die bestehenden Machtverhältnisse in der Deutung von Gesellschaft und Geschichte aufzubrechen und den Arbeitern und Handwerkern, den Hausfrauen, den Migranten, den Unterdrückten und Verfolgten eine Stimme zu geben.⁵ Das geschah mithilfe der Alltagsgeschichte, der Arbeiter- und Geschlechtergeschichte bis zur Kulturgeschichte und Mikrogeschichte. Im Schnittpunkt jedoch befand sich die Oral History, die in ihrer Doppelbedeutung von Quellentypus und Methode bei vielen dieser neuen inhaltlichen Zugänge eine Rolle spielte.

Nach den Worten von Raphael Samuel, einem der Initiatoren der *History Workshops* in Großbritannien und späterem Mitbegründer der IOHA, stellt die Oral History »zumindest – potentiell – eine jener Möglichkeiten dar, die Forderung nach einer alternativen Geschichtsschreibung zu erfüllen, die sich statt mit irgendwelchen Staatsmännern, Herrschern oder der Hochfinanz mit dem Leben ganz gewöhnlicher Leute beschäftigt. Dabei sind diese nicht einfach Objekt der Untersuchung, sondern erscheinen in der Würde und Komplexität ihrer eigenen Sprache, sie werden nicht bloß beschrieben, sondern haben die Möglichkeit, für sich selbst zu sprechen.«⁶

Von diesen sehr empathischen Anfängen, die noch keine kritische Distanz zwischen Fragenden und Befragten zuließen, hat die Oral History sich inzwischen emanzipiert. Dass sie den Zerfall der politischen Bewegungen überlebt hat, aus denen sie ursprünglich hervorging, spricht, so Dorothee Wierling, für ihr Potenzial.⁷ Dieses besteht unter anderem in einer »Explosion an Komplexität«, der Entdeckung »des Einzelnen«, des »Untypischen«, verbunden mit einer großen Offenheit in der Analyse und Deutung.⁸ Sie besteht auch in der außerordentlichen Fähigkeit, die Subjektivität der geschichtlich handelnden Personen und ihre Motive abzubilden, woraus notwendigerweise folgt, dass sich

5 Sven Lindqvist: *Grabe wo du stehst*. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte, Bonn 1989.

6 Raphael Samuel: *Oral History in Großbritannien*, in: Lutz Niethammer (Hg.): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der Oral History*, Frankfurt a. M. 1985, S. 84.

7 Dorothee Wierling, *Oral History*, S. 90.

8 Vgl. Lutz Niethammer/Alexander v. Plato: *Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zu Oral History*, in: Dies. (Hg.): *Wir kriegen jetzt andere Zeiten. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes*, Berlin/Bonn 1985, S. 410 f.

auch die Forscherinnen und Forscher ihrer eigenen Subjektivität bei der »Produktion« dieser Quellen bewusst werden. Dabei wird ein ganzes Spektrum essenzieller Fragestellungen und Dimensionen berührt: Es geht nicht nur um den Einfluss kultureller Erinnerungsmuster und kollektiver sowie individueller Erfahrungshintergründe. Wer Interviews führt, hat es mit der lebendigen menschlichen Erinnerung zu tun – mit einem höchst fluiden, schwer zu definierenden Vorgang –, dem Psychoanalytiker wie Hirnforscher auf ihre Weise auf die Spur zu kommen suchen und der die interviewenden und deutenden Wissenschaftler immer wieder vor die Frage stellt, welche Verbindung hier die Gegenwart mit der Vergangenheit eingegangen ist, was gerade rekonstruiert und was konstruiert wird.

Heute arbeiten an Universitäten und Hochschulen Europas, Nord- und Südamerikas, Asiens und Australiens (in Afrika hat eine solche Entwicklung gerade erst begonnen) einzelne ProfessorInnen und ForscherInnen mit Erinnerungsinterviews und geben ihre Erfahrungen, ihr Wissen an die Studierenden weiter. An der Columbia Universität New York und an der Universität von Venedig gibt es sogar einen Masterstudiengang bzw. einen Lehrstuhl für Oral History. Magisterarbeiten und Dissertationen werden eingereicht, die ganz selbstverständlich auf mündlichen Quellen basieren oder sie gleichberechtigt neben schriftlichen Überlieferungen nutzen, und populäre Standardwerke beruhen auf der Interpretation mündlichen Materials.⁹ In den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als diese neue Methode bzw. Quellenart aus der alternativen Szene heraustrat und auf das akademische Terrain übergriff, provozierte sie bei den Hütern eines eher konservativen Wissenschaftsverständnisses viel Unbehagen und Abwehr. Die Offenheit und auch Unüberschaubarkeit dieses neuen Ansatzes erregte in akademischen Kreisen Unverständnis und Widerstand. Die Kritiker störten sich an dem politischen Sendungsbewusstsein der Initiatoren, der häufig fehlenden Distanz zu den Interviewten, der Zusammenarbeit mit Laien, die ihre eigene Geschichte erforschten, und den anfangs tatsächlich noch wenig ausgefeilten Methoden der Quellenkritik und Analyse. Besonders ausgeprägt scheint der Widerstand bei den Historikern, speziell den deutschen Historikern, gewesen zu sein, während man in der Soziologie, Anthropologie oder Psychologie schon längere Zeit einen unbefangenen Umgang mit mündlichen Überlieferungen bzw. Interviews pflegte. Detlef Briesen und Rüdiger Gans sind der Meinung, dass führende Vertreter der Oral History sich bis heute »auf die Sperrsitze im großen Theater der Geschichtswissenschaft«

9 Hier könnte man die vor einigen Jahren veröffentlichte Arbeit von Figes zum Stalinismus nennen. Der Autor hat Teile der Interviews sogar ins Netz gestellt. Vgl. Orlando Figes: *The Whisperers. Private Life in Stalin's Russia*, London 2007.

verbannt fühlen: »Wird in diesem Theater ein Stück mit Befragung von Zeitzeugen gegeben, so ist der Tenor der deutschen Kritik weiterhin skeptisch [...]«. ¹⁰ Als Ursache für diese Haltung betrachten Briesen und Gans den bis in die Gegenwart fortwirkenden Einfluss einer »historistisch-verpreußenden Geschichtsschreibung«, die mit ihrem strengen Regelwerk der Quellenkritik seit dem 18. Jahrhundert erfolgreich das Misstrauen gegenüber mündlichen Quellen und autobiografischen Zeugnissen genährt habe. Gleichmaßen als »Nebeneffekt« gerieten damit auch die Gefühle und Motive der geschichtlich Handelnden aus dem forschenden Blick. Letztlich sei daraus, so Briesen und Gans, ein »Kampf gegen das Erzählen« geworden, wie er in der Geschichtswissenschaft Westeuropas und der USA nie geführt worden sei. ¹¹ Auch wenn diese Einschätzung so weitgehend heute nicht mehr getroffen werden kann, hat die deutsche Methodenentwicklung in der Geschichtswissenschaft doch dafür gesorgt, dass mündlichen Quellen lange Zeit besonders ausgeprägte Vorbehalte entgegengebracht wurden.

Widerstand gegen die Oral History regte sich jedoch durchaus auch in Akademikerkreisen anderer Länder, die nicht mit dem Erbe des Historismus belastet waren. Selma Leydesdorff und Jaap Talsma meinen, dass beispielsweise in den Niederlanden die skeptische Haltung »of some old-fashioned mandarins of the historical profession« zumindest teilweise mit der engen Verbindung zwischen den Anfängen der Oral History und der Frauengeschichte erklärt werden kann. ¹² Andere Einwände kamen von Vertretern und Vertreterinnen der Sozialwissenschaften, vor allem der Sozialgeschichte, die für sich selbst eine revolutionäre Herangehensweise und einen neuen Blick auf die Nachkriegsgesellschaften in Anspruch nahmen und die Oral History deshalb wohl auch als Konkurrenz wahrnahmen. So warf die US-amerikanische Sozialhistorikerin Louise Tilly in einem Essay den »peoples historians« ¹³ Raphael Samuel, Paul Thompson und Alessandro Portelli vor, über der Betonung der Subjektivität und der individuellen Erfahrung den sozialen Kontext und die Analyse zu vernachlässigen und sich damit Möglichkeiten des Verständnisses und der Ver-

10 Detlef Briesen/Rüdiger Gans: Über den Wert von Zeitzeugen in der deutschen Historik. Zur Geschichte einer Ausgrenzung, in: Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History (BIOS), 6. Jg. 1993, Heft 1, S. 1.

11 Ebenda S. 2.

12 Jaap Talsma and Selma Leydesdorff: Oral History in the Netherlands, in: Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History (BIOS), Sonderheft 1990, S. 68.

13 »Peoples historians«, der Terminus, den Tilly hier verwendet, ist schwer zu übersetzen. Gemeint sind damit die Alltagshistoriker, die Erforscher der Arbeitergeschichte bzw. der Geschichte der kleinen Leute. Tilly bezeichnet damit aber offenbar die Oral Historians, was nicht das Gleiche ist.

allgemeinerung zu verstellen.¹⁴ Mit ihrem Essay löste Tilly eine intensive Debatte im *International Journal of Oral History* aus, in deren Verlauf einige Protagonisten und Protagonistinnen der Oral History die Gelegenheit nutzten, um das Neuartige und Besondere ihres Herangehens darzustellen und ihr eigenes Selbstverständnis zu schärfen.¹⁵ Im Gedächtnis geblieben ist auch die Auseinandersetzung zwischen Hans-Ulrich Wehler und Lutz Niethammer anlässlich des Historikertages 1983, als Wehler von der intellektuellen Zumutung des »biedereren Hirsebreis« der Alltagsgeschichte sprach.¹⁶

Natürlich gab es auch begründete Kritik am Umgang mit den mündlichen Quellen, auch aus den Reihen der Oral Historians selbst. Lutz Niethammer schrieb in diesem Zusammenhang von der »Identifikation mit unseren Untersuchungsobjekten« als einer historischen Berufskrankheit.¹⁷ Er und einige andere Wegbereiter waren sich bewusst, dass sie für eine Kritik an Quellen, die sie selbst mit produziert hatten, ein besonderes Instrumentarium entwickeln mussten, spezielle Methoden der Analyse des entstandenen Materials, wenn sie damit einen Fuß auf das akademische Parkett bekommen wollten.

Der Prozess der Professionalisierung und Verbreitung von Oral History und die Bündelung ihres Potenzials in einem transnationalen Netzwerk verliefen über weite Strecken aufeinander bezogen und parallel. Man kann sich das wie eine Hin- und Rückbewegung vorstellen. Anfangs suchten die ForscherInnen, die in den jeweiligen Ländern recht isoliert arbeiteten und sich wenig anerkannt fühlten, einen Fluchtpunkt, wo sie sich miteinander austauschen und einander unterstützen konnten. In dem Maße, wie der Fluchtpunkt zu einem Kraftzentrum wurde und Attraktivität und Bedeutung der internationalen Oral-History-Konferenzen wuchsen, strahlten sie zurück auf die einzelnen Länder, in denen sich Oral-History-Projekte weiter verbreiteten, an Qualität gewannen und es vielen ihrer Protagonisten gelang, sich akademisch zu etablieren, was sich wiederum auf die Konferenzen auswirkte usw.

An dem Netzwerk waren Frauen und Männer unter anderem aus Italien, Deutschland, Österreich, Frankreich, Spanien, den Niederlanden, Schweden und den USA beteiligt. Sie waren (und sind) HistorikerInnen, SoziologInnen,

14 Louise A. Tilly: *Peoples History and Social Science History*, in: *International Journal of Oral History*, Vol. 6, No. 1, February 1985, S. 8.

15 Vgl. die Antworten von Paul Thompson, Luisa Passerini, Isabel Bertaux-Wiame und Alessandro Portelli in: ebd., S. 19 ff.

16 Hans-Ulrich Wehler, *Königsweg zu neuen Ufern oder Irrgarten der Illusionen? Die westdeutsche Alltagsgeschichte: Geschichte »von innen« und »von unten«*, in: F.J. Brüggemeier/J. Kocka, *Geschichte von unten – Geschichte von innen. Kontroversen um die Alltagsgeschichte*, Hagen 1986, S. 47.

17 Vgl. Lutz Niethammer: *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der Oral History*, Frankfurt a.M. 1985, Vorwort zur Taschenbuchausgabe, S. III.

EthnologInnen, AnthropologInnen, PsychologInnen, SprachwissenschaftlerInnen, PhilosophInnen u.a. Viele der Gründerväter und -mütter gehören der Generation der 68er an, sie hatten sich aktiv an der Studentenrevolte beteiligt oder waren zumindest von diesen Ereignissen beeinflusst worden. Die Älteren unter ihnen hatten allerdings prägende politische Erfahrungen bereits mehr als ein Jahrzehnt früher gemacht. Sie erwähnen das Jahr 1956 – Suez-Krise und/oder die sowjetische Intervention in Ungarn – als das Erlebnis ihrer politischen Bewussterwerdung.¹⁸

Die 20jährige Geschichte des Netzwerkes von 1976 bis zur formellen Gründung der Internationalen Oral History Association 1996 ist bestimmt von den im Abstand von zwei bis drei Jahren stattfindenden internationalen Konferenzen. Ein erstes Treffen fand im Dezember 1976 in Bologna statt, aber das wurde natürlich erst rückprojizierend so definiert, denn damals konnte niemand voraussehen, dass es ein zweites Treffen und danach noch viele weitere geben würde. Die Bologneser Konferenz stand unter dem Titel: »Mündliche Quellen – Anthropologie und Geschichte«. Die Initiative dazu ging von italienischen Anthropologen und Ethnologen aus, die das Gespräch mit in- und ausländischen VertreterInnen anderer Wissenschaftsdisziplinen über die Erfahrungen mit mündlichen Quellen suchten. Sie luden unter anderem den Briten Paul Thompson ein, der dort offenbar so viele Anregungen erhielt, dass er drei Jahre später ein weiteres internationales Treffen auf dem Campus seiner Heimat-Universität veranstaltete. Auf der Konferenz in Colchester, die von der starken britischen Oral-History-Bewegung getragen wurde, bestimmten vor allem Historiker und Soziologen Inhalt und Richtung des Austauschs und das sollte für längere Zeit so bleiben. Unter den Akteuren ist der Stellenwert Bolognas im Kontext der Vorgeschichte der IOHA deshalb umstritten. Während viele IOHA-AktivistInnen Colchester als den Beginn der internationalen Vernetzung ansehen und Bologna als die Vorgeschichte¹⁹, misst Mercedes Vilanova der Bologna-Konferenz so große Bedeutung zu, dass sie nach ihrer Wahl zur ersten IOHA-Präsidentin im Jahr 1996 ausdrücklich wieder an diese vernachlässigten, vergessenen Ursprünge anknüpfen wollte.²⁰

18 Vgl. Interview mit Mercedes Vilanova, geführt von Elena Rodríguez-Codd in Barcelona am 16.5.2008, Datei 1, 06:15, Interview mit Paul Thompson, geführt von Julie Bockhoff in Wivenhoe am 17. und 18.7.07, Datei 1, 37:40.

19 Luisa Passerini spricht in diesem Zusammenhang von einer »praestoria«, vgl. Interview mit Luisa Passerini, geführt von Manja Finnberg und Silvia Musso am 12.4.2008 in Pavarolo, Datei 4, 28:00.

20 Mercedes Vilanova: Las fuentes orales entre Bologna (1976) y México (2008), in: *Historia, Antropología y fuentes orales*, Nr. 2/36, Jg. 2006, S. 49.

Nach Colchester trafen sich die Oral-History-Aktivist*innen 1980 in Amsterdam, 1982 in Aix-en-Provence, 1985 in Barcelona, 1987 in Oxford, 1990 in Essen, 1993 in Siena-Lucca, 1994 in New York und 1996 in Göteborg. Ein Vertreter des Landes, in dem die nächste Konferenz stattfinden würde, übernahm jeweils den Vorsitz des Netzwerks und war für die Vorbereitung verantwortlich, was unter anderem die Sichtung der bergeweise eingehenden Vorschläge für Referate und die Beschaffung von Geldern bedeutete. Da das Oral-History-Netzwerk keinen Organisationsstatus besaß, hatte es keinerlei institutionellen Rückhalt – weder bei der UNESCO noch bei nationalen Fachverbänden. Insofern ist es erstaunlich, dass der harte Kern der Gruppe ein solches Maß an Energie und Kreativität mobilisieren konnte, um diesen solitären Stern am internationalen Konferenzhimmel zwanzig Jahre lang in der Umlaufbahn zu halten. Als minimale Organisationsstruktur formierte sich etwa seit Beginn der achtziger Jahre zur Unterstützung des/der Vorsitzenden in der Interimszeit ein Komitee oder Sekretariat, das auch Vorbereitungstreffen veranstaltete. Unter diesen Umständen waren die einzelnen Konferenzen unterschiedlich gut oder schlecht organisiert. Einige von ihnen hatten ein Motto und am Schluss wurde ein Tagungsband mit den Redebeiträgen veröffentlicht, bei anderen Treffen fehlte das verbindende Thema, oder eine Publikation kam nicht zustande, manchmal gab es weder das eine noch das andere.²¹

Anhand der wenigen überlieferten Konferenztitel lässt sich eine Veränderung von Forschungsgegenständen und Sichtweisen nur ansatzweise nachvollziehen. So trug die Publikation zur Konferenz in Colchester den Titel »Our common History – The transformation of Europe« und betonte damit eine alternative europäische Integration, wie sie sich die TeilnehmerInnen offenbar wünschten. Das Thema der Publikation über die Konferenz in Barcelona 1985 »El poder en la sociedad« (Die Macht in der Gesellschaft) hob auf die Auseinandersetzung mit den Diktatur-Erfahrungen ab, die keineswegs nur für Spanien und Portugal, sondern auch für Deutschland und Italien einen wichtigen Anstoß für Oral History bildeten. 1987 in Oxford trafen sich die ForscherInnen unter dem Motto »Myth and History« – ein Zeichen, dass die kritische Reflexion über individuelle und kollektive Erinnerungsmuster, über Mythen und ihre Deutung in Gang gekommen war. Die Konferenz 1990 in Essen unter dem Titel »Gedächtnis und sozialer Wandel« spiegelt die neuen Fragestellungen und Probleme nach dem historischen Bruch des Mauerfalls und des Endes der Blockkonfrontation in Europa wider. Irritierend und befremdlich für viele sich links verstehende Alt-West-Europäer im Netzwerk war der Einsatz einer größte-

21 Vgl. Liste der Konferenzen im Anhang.

ren Zahl osteuropäischer Kolleginnen und Kollegen, die im Gepäck ihre kritische Auseinandersetzung mit den kommunistischen Diktaturen mitbrachten.

Spätestens in den neunziger Jahren waren die Forscherinnen und Forscher, die sich aus allen Teilen der Welt zu den Konferenzen anmeldeten, so zahlreich geworden, ihre Interessen und Erwartungen so unterschiedlich und teilweise kontrovers, dass dieser Prozess mit einem informellen Netzwerk in den Händen einer kleinen Gruppe von Aktivisten nicht mehr zu steuern war. Die Konferenz in Göteborg unter dem Motto »Communicating Experience« vollzog im Juni 1996 den nicht ganz bruchlosen Übergang zu einer formellen Organisation mit Statut und demokratisch gewähltem Präsidium. Zur Überraschung vieler TeilnehmerInnen wurde nicht der allgemein als »Gründervater« der Oral History anerkannte Paul Thompson zum Präsidenten gewählt, sondern seine Widersacherin Mercedes Vilanova, die sich als spanischsprachige Frau zur Vertreterin aller bis dahin im Netzwerk angeblich oder wirklich marginalisierten Gruppen stilisierte. Die nunmehr institutionalisierte International Oral History Association hat seitdem einen anderen Charakter bekommen und eine andere Entwicklung genommen. Mittelpunkt und Schwerpunkt der Oral-History-Projekte und des Austauschs haben sich von Europa weg nach Lateinamerika, Asien und Afrika verlagert. Der kleine exklusive Kreis, in dem jeder jeden kannte, löste sich in einem größeren Zusammenhang auf. Die Gründerväter und -mütter zogen sich bis auf wenige Ausnahmen aus der Organisation zurück.

Es bleibt die Erinnerung an »festivalartige Konferenzen«²², an einen »inzesuösen« Klub²³, an ein »old-boys-network«²⁴ oder eine »suberotische Familie«²⁵. Lutz Niethammer und Luisa Passerini haben autobiografische Texte geschrieben, in denen sie ihre persönlichen Erinnerungen an die »wilde« Phase der International Oral History Association beschreiben.²⁶ Die IOHA selbst beruft sich von Zeit zu Zeit eher fragmentarisch auf ihre Vorgeschichte.²⁷ Die bisherigen

22 Vgl. Lutz Niethammer: *Ego-Histoire? Und andere Erinnerungsversuche*, Wien/Köln/Weimar 2002, S. 145.

23 Interview mit Bie de Graeve, geführt von Annette Leo in Gent am 25. 11. 2008, Datei 2, 06:05.

24 Interview mit Mercedes Vilanova, geführt von Annette Leo in Barcelona am 5. 3. 08, Datei 1, 28:30.

25 2. Interview mit Gerhard Botz, geführt von Philipp Neumann in Wien am 26. 9. 07, Datei 2, 39:45.

26 Vgl. Luisa Passerini: *Autoritratto di gruppo*, 1988; Lutz Niethammer: *Ego-Histoire* 2002.

27 Vgl. BIOS: *Kritische Erfahrungsgeschichte und grenzüberschreitende Zusammenarbeit. The Networks of Oral History. Festschrift für Alexander von Plato*, Sonderheft 2007 (20. Jahrgang).

Rückblicke, alle Versuche, die Verortung des Netzwerks in der Wissenschaftsgeschichte zu reflektieren, kamen von den Akteuren selbst. Mit anderen Worten: Eine Historisierung steht aus.

Die vorliegende Publikation ist ein erster Schritt in diese Richtung. Den Anstoß dazu gab einer der Protagonisten, Lutz Niethammer, der das Thema im Jahr 2006 einer von ihm geleiteten Doktoranden-Gruppe als verbindende Aufgabe für alle TeilnehmerInnen stellte. Es lag in der Logik dieses Auftrags, dass der Initiator und Projektleiter in der Folgezeit in die Rolle des Zeitzeugen wechselte und dass die Gruppe ihre eigene Sicht, die Sicht einer nachfolgenden Generation, entwickelte.²⁸ Die Mitglieder der Forschungsgruppe reisten nach London und New York, nach Barcelona, Paris, Stockholm, Moskau, Gent und Florenz, um lebensgeschichtliche Interviews mit den Akteuren des Netzwerks zu führen. Als weitere wichtige Quellen dienten die Unterlagen der internationalen Konferenzen, die persönliche Korrespondenz der Akteure untereinander, ihre Publikationen sowie nationale und internationale Oral-History-Zeitschriften.

Zu einem relativ frühen Zeitpunkt verwarf die Gruppe die ursprüngliche Vorstellung, sie könne ausgehend von der Entstehung und Entwicklung der Oral History in den einzelnen Ländern schließlich den internationalen Verbund einkreisen. Die Entscheidung, das Netzwerk selbst und ausschließlich zum Thema zu machen, eröffnete einen anderen Horizont von Fragen, die eher auf den Gesamtzusammenhang zielten. Fragen nach den Persönlichkeiten, die das Netzwerk prägten, nach der Art und Weise, wie dieser lose Verbund über so viele Jahre funktionieren konnte, nach der transnationalen und transdisziplinären Kooperation, nach den Machtstrukturen, den Konflikten und nach der Bedeutung des sie alle verbindenden und trennenden Mediums – des gesprochenen Wortes.

Im ersten Beitrag dieses Bandes wendet sich *Manja Finnberg* in ihrem Essay dem »biografischen Gepäck« der Akteure des Netzwerks zu. Sie vergleicht Familiensituationen und Lebensverläufe in Italien, Deutschland, Spanien und Großbritannien, betrachtet die Unterschiede, die Schnittpunkte und ermittelt bei vielen der InterviewpartnerInnen ein ähnliches Lebensgefühl der Erfahrung von Fremdheit, des Ausgeschlossenseins von einer Mehrheitsgruppe. Mit großer Genauigkeit zieht sie Kontinuitätslinien zwischen dem jugendlichen politischen Engagement der Protagonisten und der späteren Faszination, die die Oral History auf sie ausübte.²⁹

28 Vgl. den Beitrag von Annette Leo: Das Interview im Interview im vorliegenden Band.

29 Vgl. Manja Finnberg: Die Intellektuellen des internationalen Netzwerks der Oral History. Lebensgeschichtliche Voraussetzungen und Motivationen ihrer Oral-History-Arbeit.

Im folgenden Beitrag begibt sich *Christian König* auf die Suche nach einer schlüssigen Bezeichnung und Beschreibung für diesen Intellektuellenverbund und entscheidet sich schließlich für den Begriff des Netzwerks. Er fragt nach dessen Funktionsweise und nach dem »Kitt«, der es so lange zusammenhielt. Gab es in diesem so demonstrativ unhierarchischen Gebilde dennoch Machtstrukturen?³⁰ *Julie Boekhoff* zeichnet in ihrem Beitrag akribisch die Geschichte des Netzwerkes bis zur Gründung einer formellen Organisation 1996 nach. Auf der Grundlage der Materialien der internationalen Konferenzen zwischen Amsterdam und Göteborg und mithilfe von Briefen und Publikationen der Akteure arbeitet sie heraus, dass es 1996 in Göteborg im Grunde keinen Bruch gab, sondern dass die Entwicklung in Richtung einer formellen Organisation sich schon erstaunlich früh abzeichnete.³¹ *Agnès Arp* untersucht in ihrem Text den Zusammenhang zwischen dem Interesse der Akteure an der internationalen Vernetzung und der Anerkennung bzw. Nichtanerkennung der Oral History in den einzelnen Ländern. Sie beschreibt den internationalen Oral-History-Verbund als ein »Unikum« in der Wissenschaftslandschaft, als die »selbstorganisierte Antwort« auf das Verlangen zahlreicher junger Forscher nach wissenschaftlichem Austausch über die neuen, ungewöhnlichen Untersuchungsmethoden und zeigt auf, dass die Transnationalität eine notwendige Bedingung für die Entwicklung der Oral History darstellte.³² *Silvia Musso* widmet sich der interdisziplinären Zusammenarbeit innerhalb des Netzwerks. Sie betrachtet die verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, die jeweils ihre Erfahrungen im Umgang mit Interviews einbrachten, und lotet Möglichkeiten und Grenzen dieses offenen Dialogs über Fachgrenzen hinweg aus.³³

Im Kontext der Oral-History-Arbeit wie im Kontext des internationalen Austauschs ist die Sprache ein wichtiges Medium. *Franka Maubach* untersucht deren Rolle auf den verschiedenen Bedeutungsebenen: vom erlösenden Sprechen als Bearbeitung von Traumata über eine Sinnsuche mithilfe der Sprachanalyse bis hin zu den Konflikten um die Konferenzsprachen, über die die KonferenzteilnehmerInnen miteinander kommunizierten.³⁴

30 Vgl. Christian König: Bewegung und Zusammenhalt. Ein Freundschaftsnetzwerk als wissenschaftsgeschichtliches Phänomen.

31 Vgl. Julie Boekhoff: Von den Machtstrukturen eines Häuptlingsrates zum gewählten Vorstand. Die Geschichte des Netzwerks bis 1996.

32 Vgl. Agnès Arp: Nationale Grenzüberschreitungen mit Rückkopplung. Die Internationalität des Netzwerkes.

33 Vgl. Silvia Musso: Die Internationale Oral History Association als interdisziplinäres Laboratorium.

34 Vgl. Franka Maubach: Das freie Wort als Menschenrecht. Schweigen und Sprechen in der IOHA.

Leider fehlt in diesem Band eine Untersuchung der Rolle der Geschlechterbeziehungen auf diesem Wissenschaftsfeld. Fragen und Zuhören ist ja eine Fähigkeit, die generell eher den Frauen zugeschrieben wird. War also die Oral History »weiblich«? Immerhin fällt auf, dass auf den IOHA-Konferenzen mehr Frauen auftraten als bei vergleichbaren Veranstaltungen mit traditionellerem Ansatz zu dieser Zeit. In der kleinen »Häuptlings«-Gruppe jedoch dominierten die Männer.

Am Schluss schließlich steht mein Bericht über das Abenteuer einer Oral-History-Untersuchung an den Oral Historians selbst. Ich frage nach den Entstehungsbedingungen, den Hintergründen, der Atmosphäre der lebensgeschichtlichen Interviews mit den Gründervätern und -müttern, auf die sich dieser Band hauptsächlich stützt und stelle meine Fragen – wie sollte es in diesem Rahmen anders sein – während eines Interviews mit den Mitgliedern der Forschungsgruppe.³⁵

35 Vgl. den Beitrag von Annette Leo: »Erzählen Sie uns bitte Ihre Lebensgeschichte...«

Die Intellektuellen des internationalen Netzwerks der Oral History

Lebensgeschichtliche Voraussetzungen und Motivationen ihrer Oral-History-Arbeit

Intellektuelle Gemeinschafts- und Arbeitsformen leben nicht nur von den geistigen und praktischen Beiträgen ihrer Protagonisten, sondern auch vom biografischen Gepäck, das jeder der dort Einbezogenen mitbringt und das in seinen Erwartungen und Handlungen präsent ist. Mit anderen Worten, Kreise, Bünde und Vereinigungen von Intellektuellen sind auch in starkem Maß von deren Subjektivität durchwirkt und konstituiert. Dies trifft ebenso auf das informelle internationale Netzwerk zu, das als Vorläufer der International Oral History Association (IOHA) gelten kann.

Eine Analyse dieser modernen Intellektuellenassoziation, die zwischen 1976 und 1996 vornehmlich auf europäischer Ebene agierte, kommt daher nicht ohne einen Blick auf die lebensgeschichtlichen Erfahrungen ihrer Mitglieder aus. Nur unzureichend erschließen sich deren Motivationen für den Eintritt in diesen Gruppenzusammenhang und für die Beschäftigung mit mündlichen Quellen, wenn die Dimension des konkreten Subjektes nicht beachtet wird. Die Frage nach den biografischen Voraussetzungen ihrer Oral-History-Arbeit liegt zudem nahe, weil die betreffenden Intellektuellen selbst eine stärkere Wahrnehmung der Subjektivität (und später der Intersubjektivität) in den akademischen Diskursen ihrer Disziplinen verfochten und praktisch erproben¹ und weil einige von ihnen in literarischen oder essayistischen Texten der Öffentlichkeit Zugang zu autobiografischen Informationen gewährten.² Lebensgeschichtliche Interviews bieten neben autobiografischen Texten den größten

1 Vgl. Luisa Passerini: *Storia e soggettività. Le fonti orali, la memoria*, Firenze 1988 und dies.: *Memoria e utopia. Il primato dell'intersoggettività*, Torino 2003.

2 Ronald Fraser: *In Search of a Past*, London 1984; Luisa Passerini: *Autoritratto di gruppo*, Firenze 1988 (erw. Neuausgabe Firenze 2008); Lutz Niethammer: *Ego-Histoire? und andere Erinnerungs-Versuche*, Wien/Köln/Weimar 2002; Pietro Clemente: *Triglie di scoglio*, Cagliari 2002; Gerhard Botz: *Nazi, Opportunist, »Bandenbekämpfer«*, *Kriegsopfer. Dokument, Evidenz und Erinnerungssplitter zu meinem Vater*, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 18. Jg. 2005, Heft 1, S. 28-47.

Raum, die eigene Person zu thematisieren. Die dort entfalteten Narrative vom eigenen persönlichen und professionellen Weg in der Zeit werden als Schichtungen betrachtet und analysiert, in denen sich vergangene Erfahrungen in ihrer möglichst wahrhaftigen Wiedergabe mit heutigen Deutungen, Erwartungen und Konstruktionen vermischen. Mein Beitrag möchte, auf Grundlage lebensgeschichtlicher Interviews, weiterer Selbstaussagen der Interviewten in Korrespondenz und autobiografischen Texten sowie unter Berücksichtigung ihrer Publikationen³, folgenden Fragen nachgehen: Aus welchen Gründen, mit welcher Motivation wandten sich die Intellektuellen der Oral History zu? Woher kamen sie, welcher familiären und sozialen Herkunft entstammten sie? Welche Erfahrungen gingen der Hinwendung zur Oral History biografisch voraus und welche wurden retrospektiv als entscheidend oder als nicht bedeutsam für die spätere Arbeit mit mündlichen Quellen dargestellt? Besonders werde ich zwei Aspekten Beachtung schenken, die in den lebensgeschichtlichen Narrativen großen Raum einnahmen: der Selbst-Verortung in einer Zwischenposition, welche die Selbststilisierung zum randständigen Intellektuellen vorbereitete, sowie der Involvierung in den politischen Aktivismus der 1960er Jahre und den darauf folgenden und, so möchte ich zeigen, davon beeinflussten Übergang zur Methode der Oral History.

Gemeinsam ist den Intellektuellen, die im Mittelpunkt dieses Beitrages stehen, die Beschäftigung mit mündlichen Quellen in ihrer wissenschaftlichen beziehungsweise beruflichen Arbeit sowie das (kurzzeitige oder jahrzehntelange) Zusammentreffen auf den internationalen Oral-History-Konferenzen und in deren Organisationskomitees. Die Lebensverläufe dieser Wissenschaftler sind, wie die jedes Individuums, einzigartig und haben sich in unterschiedlichen nationalen wissenschaftlichen und kulturellen Kontexten entfaltet. Das Wechselspiel zwischen dem Erschließen individueller Erfahrungsspuren und der Suche nach repräsentativen Aussagen über die Akteure der IOHA-Vorgeschichte soll hier anhand der Darstellung einiger Lebens- und Berufswege erprobt, aber nicht erschöpfend durchgespielt werden. Die hier repräsentierten Intellektuellen wurden aus der großen Masse der Konferenzteilnehmer⁴ ausgewählt, weil sie eine herausragende organisatorische und/oder theoretisch-

3 Ich greife auf eine Sammlung von 22 Interviews zurück, die innerhalb des Projektes »Erinnerung – Macht – Geschichte« an der Universität Jena mit Protagonisten der internationalen Oral-History-Szene aus Deutschland, Schweden, den Niederlanden, Frankreich, Spanien, Österreich, Großbritannien, Russland und den USA zwischen Sommer 2006 und Frühjahr 2008 geführt wurden. Für die weitere Materialbasis vgl. das Verzeichnis der Primär- und Sekundärliteratur im Anhang.

4 Nach ersten Schätzungen traten zirka 845 Personen als Referenten auf den internationalen Oral-History-Konferenzen zwischen 1976 und 1996 auf, die Teilnehmerzahl ging in die Tausende. Vgl. auch den Beitrag von Agnès Arp in diesem Band.

methodologische Rolle in den engeren Strukturen des internationalen Netzwerkes, aber auch in ihrem jeweiligen nationalen Kontext, spielten. Dieser Beitrag möchte Aufschluss über biografische Gemeinsamkeiten derer geben, die sich in zwei Jahrzehnten dieses Intellektuellennetzwerkes bedienten und es prägten, und so auch Rückschlüsse auf den Charakter des frühen Netzwerkes ermöglichen, aus dem dann die IOHA entstand.

Auf den ersten Blick erschien es mir sinnvoll, die Intellektuellen, welche seit 1976/1979 anlässlich der ersten Konferenzen in einen lockeren Arbeits- und Freundschaftszusammenhang traten, in zwei Alterskohorten einzuordnen: Die Älteren unter ihnen wurden in den Jahren 1934 bis 1942 geboren, verbrachten also ihre Kindheitsjahre während des Zweiten Weltkrieges und erlebten ihre sekundäre Sozialisation in den Nachkriegsjahren an der Schwelle zwischen Zerstörung und Neuaufbau. Sie erhielten ihre akademische Ausbildung in den 1960er Jahren, an deren Ende sie bereits in das Berufsleben eingetreten waren, zumeist als junge Dozenten und Assistenten im akademischen Bereich.⁵ Die jüngere Gruppe der interviewten Intellektuellen gehört zu den Geburtsjahrgängen 1946 bis 1954, verlebte ihre Kindheit in den Nachkriegsjahren und begann ihr Studium ungefähr zeitgleich mit den europa- und weltweiten Studenten- und Arbeiterunruhen 1968/1969. Sie durchlief ihre akademische Ausbildung demnach in den Jahren des Protests gegen das etablierte universitäre und politische System, in einem stark politisierten Jahrzehnt, das in einigen Ländern in extreme ideologische Zuspitzung und gewalttätige Auseinandersetzungen mit der repressiv antwortenden staatlichen Politik mündete, beispielsweise in die »bleiernen Jahre« in Italien oder den »heißen Herbst« in Deutschland.⁶ Im Laufe der Analyse zeigte sich jedoch, dass die Erfahrungsgrenzen zwischen beiden Kohorten durchlässig waren und Unterschiede im Lebensverlauf genauso von Entscheidungen des Einzelnen und sozialen Bedingungen geprägt sein konnten, wie von Lebensumständen, die Angehörige einer Altersgruppe zwangsläufig teilen. Aus diesem Grund entschied ich mich, die Entwicklung ausgewählter Intellektueller als eine Bewegung nachzuzeichnen, die über Herkunftserfahrungen und den Aufbruch in neue Lebens- und Aktionsräume hin zur Arbeit mit der Methode der Oral History verläuft, und dabei die Zuweisung etwaiger Generationsspezifika zu vernachlässigen.

5 In der Gruppe der italienischen Intellektuellen konzentriert sich diese Altersgruppe sogar nur auf zwei Geburtsjahrgänge: Pietro Clemente, Luisa Passerini, Alessandro Portelli und Alessandro Triulzi wurden allesamt 1941 und 1942 geboren.

6 Vgl. die Überblicksdarstellungen von Norbert Frei: 1968. Jugendrevolte und globaler Protest, München 2008 sowie Ingrid Gilcher-Holtey: Die 68er Bewegung, Deutschland – Westeuropa – USA, München 2001.

Herkunft

Erfahrungen der Fremdheit und Ambivalenz in einer Gemeinschaft

Um zu verstehen, wie aus Menschen das wurde, was sie sind, hilft es zu wissen, woher sie kamen. Einige unserer hoch reflektierten Interviewpartner zeigten keinerlei Scheu, auf Fragen nach ihren persönlichen Verhältnissen und ihrer Herkunft zu antworten. Die russische Historikerin Irina Scherbakowa (Jg. 1949) stieg auf klassische Art, mit der Angabe ihres Geburtsjahres und -ortes, in die eigene Lebenserzählung ein, um gleich darauf, beginnend bei ihrer Urgroßmutter, ausführlich und reflektiert den Weg der bildungszentrierten Assimilation ihrer jüdischen Familie mütterlicherseits in Russland zu schildern. Diese tiefe und weit zurückreichende Kenntnis der eigenen Familiengeschichte problematisierte sie sofort bewusst als jüdische Tradition und signalisierte gleichzeitig, dass sie sich selbst als jüdische Intellektuelle in Russland versteht.⁷

Auch der deutsche Historiker Alexander von Plato (Jg. 1942) begann seine Erzählung mit der bemüht präzisen Angabe von Daten und Informationen, die sogleich Orientierung über Zeit, Ort, sozialen Standort und Familienverhältnisse seiner Herkunft gewährten, und bereits zwei zentrale Themen seines Narrativs, die (vermutete) Bindung der Eltern an das nationalsozialistische Regime und seine adlige Herkunft, in Andeutungen enthielten:

Ich stamme aus dem Landkreis Lüchow-Dannenberg. Dort hatten meine Eltern einen Hof, ein Gut, das mein Vater überhaupt gerade erst aus der Pachtwirtschaft in eine funktionierende betriebliche Eigenwirtschaft überführt hatte, übrigens, was nicht uninteressant ist, mithilfe der Entschuldigspolitik der Nazis. Ich bin 1942 geboren, also im Krieg. Meine älteste Schwester ist 1934 geboren und mein älterer Bruder 1937. Mein Vater hat nach der Scheidung meiner Eltern 1954 im Jahre 1956 wieder geheiratet, ebenso wie meine Mutter, der ich zugesprochen wurde.⁸

Andere Gesprächspartner ließen sich nur langsam und erst nach einer längeren Darstellung ihrer beruflichen Biografie auf Auskünfte über ihre Kindheit und Jugend ein, sprachen oft nur beiläufig oder auf Nachfrage von ihrer Familie. Das wirkte gelegentlich gerade so, als betrachteten sie ihre eigene Herkunft nicht als relevant für das Entstehen ihrer Erkenntnisinteressen und thema-

7 Interview mit Irina Scherbakowa, geführt von Franka Maubach in Moskau am 6. 3. 2008, Datei 1, 0:00ff.

8 Interview mit Alexander von Plato, geführt von Franka Maubach in Stade am 15. 1. 2008, Datei 1, 0:01.

tischen Neigungen, obwohl sie sich doch als Forscher besonders für lebensgeschichtliche Zusammenhänge interessierten.

In den Narrativen, die sie für diesen ersten Teil ihres Lebens lieferten, fällt auf, dass sie sich oftmals in einer Position beschrieben, die bewusst oder unfreiwillig Abstand zu einer Mehrheitsgruppe, sei es auf familiärer, lokaler, schulischer oder beruflicher Ebene, herstellte, oder von Ambivalenz und Fremdheit natürlichen Zugehörigkeiten gegenüber geprägt war.

Der italienische Amerikanist Alessandro Portelli (Jg. 1942) wuchs in Terni, einer nordöstlich von Rom gelegenen Industriestadt, auf. Die Familie hatte Rom der Arbeit des Vaters wegen verlassen und Portelli, als Sohn eines Angestellten des Polizeipräsidiums, fühlte sich in der von Arbeitern bevölkerten Kleinstadt in der Nachkriegszeit als Teil der Elite:

[...] ich hatte keine Ahnung von diesem Ort [...], denn ich lebte in diesem abgetrennten Viertel, das zu einem Unternehmen gehörte, und dann ging ich zur Schule, ins altsprachliche Gymnasium, und danach kehrte ich zurück ... dorthin. [...] das Gymnasium war die Elite.⁹

Gabriella Gribaudi (Jg. 1948), heute Historikerin in Neapel, führte ihr Schulweg in die entgegengesetzte Richtung. Aus dem Turiner Arbeiterviertel, wo ihre Eltern als kleine Angestellte in relativ ärmlicher Umgebung lebten, ging sie täglich in das Viertel des wohlhabenden Bürgertums, mit dessen Kindern sie die Mittel- und Oberschule besuchte:

[...] es war, als ob ich an einen vollkommen anderen Ort gekommen sei [...], schon auf der Oberschule habe ich mich als links bezeichnet [...], ich hatte schon diese Überzeugung, links zu sein, ... aus der Arbeiterklasse, ... also ... um anders zu sein.¹⁰

Sie betonte diese Erfahrung der Fremdheit im Interview umso stärker, als ihr Vater seiner Geburt nach eigentlich zum reichen Turiner Großbürgertum gehörte, als unehelicher Sohn aber verleugnet wurde – eine Herkunftsgeschichte, die Gribaudi im Interview umkreiste und mehrmals andeutete, bevor sie mit

9 Interview mit Alessandro Portelli, geführt von Manja Finnberg und Silvia Musso in Rom am 16. 3. 2007, Datei 3, 0:12. (»[...] io non capivo niente di quel posto [...] perché vivevo in questo quartiere aziendale che era separato, poi andavo a scuola, a liceo classico, e poi tornavo ... lì. [...] il liceo classico era l'élite.« Alle Übersetzungen aus dem Italienischen, falls nicht anders gekennzeichnet, von Manja Finnberg.)

10 Interview mit Gabriella Gribaudi, geführt von Manja Finnberg und Silvia Musso in Neapel am 20. 3. 2007, Datei 2, 0:24 (» [...] è come se io fossi andata [...] in un luogo completamente diverso [...] io già al liceo mi dicevo sinistra [...] io già avevo questo spirito di essere di sinistra, di ... della classe operaia, di ... insomma ... di differenziarmi«).

großer emotionaler Beteiligung schließlich ausführlich schilderte, wie sie im Alter von fünfzehn Jahren unter dramatischen Umständen die Wahrheit über die Familie ihres Vaters erfuhr. Ihre doppelt entworfene Nicht-Zugehörigkeit zur bürgerlichen Schicht, nicht zur eigenen Familie und nicht zu den Schulkameraden, wird in ihrer Erzählung ergänzt durch ihre »doppelte Erziehung«, die aus dem Gegensatz zwischen den laizistischen, sozialistischen Überzeugungen der Mutter und den Positionen des religiösen, antikonformistischen Vaters entsprang. Die Doppelung ist gleichsam als Selbst-Positionierung Gribaudis in einer Zwischenposition zu verstehen, zwischen Polen, die sich abstoßen oder negieren, aber die dazwischenstehende Person in gleichem Maße beeinflussen und anziehen.

Im Interview mit dem Historiker Giovanni Contini (Jg. 1948) tauchte die Empfindung, Ausgeschlossener einer Gemeinschaft zu sein, ebenfalls auf, als er nach einigem Zögern von seiner Kindheit berichtete. Als ältestes von sieben Kindern einer aristokratischen Florentiner Familie habe er die Rolle eines »etwas unbequemen Sohnes« eingenommen. Nach einer aus seiner Sicht dramatischen und unerklärlichen Entscheidung der Eltern wurde er ungefähr vierzehnjährig aus dem Kreis der Geschwister gerissen, um dem Großvater Gesellschaft zu leisten, der nach dem Tod seiner Frau in Melancholie zu versinken drohte. Contini markierte den Abstand, der ihn in Folge von seiner Familie trennte, in der retrospektiven Erzählung durch den großen Garten, der zwischen Eltern- und Großelternhaus lag – die Geschwister als Spielkameraden zum Greifen nah und doch durch die Verantwortung der ihm zugewiesenen Rolle als Beistand des Großvaters unerreichbar.¹¹ In dieser isolierten Position an der Seite des charakterlich schwierigen, aber faszinierenden Großvaters, der als Poet des Hermetismus¹² hervorgetreten war, erhielt Contini seine »intellektuelle Erziehung«.¹³ Diese Erfahrung beendete in gewisser Weise seine Kindheit und wies ihm einen extraterritorialen Status in der Kernfamilie zu, den er beibehielt und der sich durch sein lebensgeschichtliches Narrativ zog.

Ronald Fraser (Jg. 1930), einer der Intellektuellen, die im informellen internationalen Oral-History-Netzwerk zeitweilig aktiv waren, thematisierte selbst

11 Vgl. Interview mit Giovanni Contini, geführt von Manja Finnberg in Florenz am 25. 9. 2006, Kassette 2, 0:34–0:40 (»un figlio un po' scomodo«).

12 Augusto Alessandro Contini Bonacossi (1899–1994). Der Hermetismus war eine literarische Strömung, die in der Tradition des französischen Symbolismus stand und sich besonders in Italien in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts ausbildete. Nach A. Contini Bonacossi wurde ein nationaler Literaturpreis benannt. Sein Werk umfasst u. a. *Studi per una poesia*, Parma 1964; *La via del silenzio*, Milano 1971; *Canti dell'ultimo amore*, Padova 1975; *Le poesie*, Milano 1978.

13 Interview mit Giovanni Contini, geführt von Manja Finnberg in Florenz am 15. 3. 2007, Datei 2, 0:49 (»la mia educazione intellettuale«).

explizit sein andauerndes Lebensgefühl der Isolation und Entfremdung. Er widmete dem Versuch, dessen Ursprung in seiner Kindheit und Herkunft zu finden, einen längeren, mit mündlichen Quellen versehenen autobiografischen Text. Fraser entstammte einer äußerst wohlhabenden englisch-amerikanischen Familie und wuchs in England auf dem Landsitz Manor House in der Nähe von Reading in der südenglischen Grafschaft Berkshire auf. Die Mauern des imposanten Herrensitzes erscheinen in seinem Buch »In Search of a Past. The Manor House, Amnersfield, 1933-1945« (1984) als Symbol für die Grenzen und Barrieren, die ihn in seiner Kindheit umgaben und die er zwischen sich und seinen Eltern, zwischen sich und dem Rest der Realität empfand:

›The place remained impenetrable, enclosed by walls of every sort. And that's how it has always been [...] either confined behind them in childhood or shut out later by those walls. [...] Those walls are inside me, I feel ... Or rather, perhaps it's something like split vision. [...] it's not surprising, perhaps, because there were two worlds, two houses within those same walls. [...] I belonged without yet belonging.¹⁴

Dem Gefühl der mangelnden Zugehörigkeit und der Distanz zu den Menschen und dem Ort, von denen Fraser sich Vertrauen und Geborgenheit ersehnte, folgend, interviewte er Jahrzehnte später die Dienstboten seines herrschaftlichen Elternhauses, um durch ihren Blick auf die *upper class* zu einem Verstehen seiner eigenen Herkunft zu gelangen. Im Gewirr der vielen Stimmen dieser Menschen und der Gespräche mit seinem Psychoanalytiker wird ihm im Text die Spaltung seiner eigenen Person immer klarer:

[...] the servants were the real human beings in my childhood whom I felt close to, sided with. Of course, it was an ambiguous alliance because I knew I was the little master [...]. A role of inherent superiority which came to me from outside, from the servants among others. Inside however, I felt inherently inferior, inadequate to fill the role. That was the split ...¹⁵

Fraser erlebt sein »non-belonging« also als eine Spaltung seiner Innenwelt, seiner eigenen Person. Er hatte die unterschiedlichen, miteinander konkurrierenden Positionen, mit denen sich beispielsweise Gribaudi eher von außen konfrontiert sah, verinnerlicht und stellt in seinem Text die Konflikte dieser ambivalenten Lage vor allem als intime psychologische Spannungen dar.

Auch die italienische Philosophin Luisa Passerini (Jg. 1941), die später aufgrund ihrer methodisch-theoretischen Beiträge großen Einfluss in der interna-

14 Fraser, Search, S. 4 f.

15 Fraser, Search, S. III.

tionalen Oral-History-Szene erlangte, benutzte für die Grunderfahrung ihrer Kindheit das Bild einer Dopplung. Sie wurde als Sechsjährige durch den Tod ihrer Mutter in eine folgenreiche Zwischenposition gerissen:

Meine ganze Kindheit und Jugend hindurch gab es zwei Häuser: das meines Vaters, wo ich mit ihm und meiner Mutter einige Jahre gelebt hatte; das der Großmutter, wohin ich umzog, als meine Mutter schwer erkrankte. Als sie starb, hatte ich nur zwei Empfindungen: ihre Abwesenheit und die Zerrissenheit zwischen denen, die geblieben waren, die mich zwischen sich teilten. Auf das Gefühl der Verlassenheit und die Trennung reagierte ich mit einem Groll, der Jahrzehnte andauerte.¹⁶

Sie wuchs, auch räumlich vom Vater getrennt, in der piemontesischen Kleinstadt Asti bei der Großmutter auf und erlebte ihre Kindheit und Jugend in der kleinbürgerlichen Provinz durch eine »soziale, kapillare Kontrolle geprägt«¹⁷, die sie belastete. Im Interview widerstrebte es Passerini, über ihre Lebensgeschichte zu sprechen. Sie unterzöge diese gerade einer Revision, einer Dekonstruktion, welche sie »als eine individuelle und einsame Entdeckung« erlebe und daher nicht teilen könne.¹⁸ Passerini verwies für Informationen über ihre Herkunft auf ihren autobiografischen Text »Autoritratto di gruppo« (1988). Dort äußert die Ich-Erzählerin im Gespräch mit ihrem Psychoanalytiker: »[...] ich habe keine Wurzeln, ich habe keine Erinnerung an Ursprünge, die mir gleichen. Meine Mutter ist eine Leerstelle. Ich habe nur negative Erinnerungen an sie: [...].«¹⁹

In ihrer Jugend suchte Passerini außer Haus nach geistigen Stimuli und bewegte sich abwechselnd zwischen den verfügbaren, teils gegensätzlichen Angeboten des Heimatortes: Durch den Besuch kommunistischer Diskussionszirkel, von Jugendfreizeiten eines fortschrittlichen katholischen Priesters und ihre in-

16 Passerini, *Autoritratto*, S. 24. (»Per tutta l'infanzia e l'adolescenza c'erano state due case: quello di mi padre, dove avevo vissuto con lui e mia madre per qualche anno; quella della nonna, dove ero stata trasferita quando mia madre era diventata troppo malata. Scomparsa lei, avevo solo due sentimenti: la sua assenza, e la lacerazione tra quelli che erano rimasti che si dividevano me. All'abbandono e alla divisione opposi un rancore che doveva durare decenni.«)

17 Interview mit Luisa Passerini, geführt von Manja Finnberg und Silvia Musso in Pavarolo am 12. 4. 2008, Datei 2, 0:32 (»questo controllo sociale che era anche capillare«).

18 Interview mit Luisa Passerini, 12. 4. 2008, Datei 1, 0:10 (»questo tipo di scoperta [...] individuale e anche appunto come dicevo io solitaria«).

19 Passerini, *Autoritratto*, S. 13. (»Non ho radici, non ho memoria d'origini che mi somigliano. Mia madre è un'assenza. Ho solo ricordi negativi di lei: [...].«)

tensive Kant-Lektüre wurde sie, so die Selbstdarstellung, zu »einem sehr intellektuellen Mädchen«²⁰.

Der Topos des Außenstehenden, der auf eine Gemeinschaft mit Abstand und einem diffusen Gefühlsgemisch aus Stolz und Schmerz schaut, ist also in den Herkunftserzählungen unserer Interviewpartner auffällig oft präsent. Im Fall des deutschen Historikers Lutz Niethammer (Jg. 1939) wird die spezifische Vermischung von randständiger Position und elitärer Selbstwahrnehmung, die sich schon bei Portelli andeutete, besonders offensichtlich.

Niethammer fand sich mit dem Frauenhaushalt, in dem er bis zum zehnten Lebensjahr aufwuchs, am Kriegsende in einem Dorf am Rande des Schwarzwaldes wieder. Die zu diesem Zeitpunkt arme, aber bildungsbürgerlich geprägte Familie war als »Elite dieses Nests« Sulz am Neckar respektiert, aber »dass man nicht zu diesem Dorf gehörte, sondern dass man reingeschmeckt, aber oben reingeschmeckt war, das ist, glaube ich, eine Grundbefindlichkeit meiner Kindheit gewesen«. Die Rückkehr in die Geburtsstadt Stuttgart bedeutete dann keinen Zuwachs an Vertrautheit für ihn, sondern eine Bestätigung der Nicht-Zugehörigkeit. Er fand nur eine »fremde Heimat« vor, in die zudem der ihm vollkommen unbekannte Vater nach Jahren des Krieges und anschließender Gefangenschaft als gebrochener, cholerischer Mann trat.²¹

Der US-Amerikaner Ronald Grele (Jg. 1934) weigerte sich hingegen, jenen Platz in der lokalen Gemeinschaft einzunehmen, den ihm sein gut integriertes und ganz und gar nicht elitäres Familiensystem garantierte. Er war wie Passerini, mit der er seit drei Jahrzehnten eng befreundet ist, vom frühen Tod eines Elternteils betroffen. Seine Behauptung, Angehöriger der »luckiest generation in American history«²² zu sein, wird von dem Bild kontrastiert, das er im Interview von seiner Kindheit entwirft. Durch seinen Heimatort Naugatuck in Connecticut – »a working class town [...] very, very depressing places« – wand sich ein schleimiger, durch die Fabrikabwässer giftgrün gefärbter Fluss; verwitwete (wenngleich aktive und oft berufstätige) Frauen dominierten die Nachbarschaft. Nach dem Tod seines Vaters lebte er vor allem bei dessen deutschstämmiger Großfamilie. Die beiden Herkunftsfamilien mütterlicher- und väterlicherseits unterschieden sich aus eigener Sicht sozial und religiös erheblich, was Spannungen provozierte: Der großen Mobilität der aus Lemberg emigrierten, zur Episkopalkirche gehörigen Vaterfamilie stand die jahrhundertelange Stag-

20 Interview mit Luisa Passerini, 12. 4. 2008, Datei 4, 1:34 (»ero una ragazzina molto intellettuale«).

21 Interview mit Lutz Niethammer, geführt von Philipp Heß und Annette Leo in Jena am 27. 5. 2008, Datei 1, 0:37, 00:41 und 1:20.

22 Interview mit Ronald Grele, geführt von Franka Maubach und Julie Boekhoff in Jena am 21. 2. 2007, Datei 1, 0:06.

nation der alteingesessenen »swamp yankees« mütterlicherseits gegenüber, die sich als Vertreter der protestantischen unteren Mittelschicht den eingewanderten Lohnarbeitern überlegen fühlten.²³ Grele wuchs in einer zwiespältigen Konstellation auf. Die enge nachbarschaftliche und familiäre Gemeinschaft fing ihn und seine Geschwister nach dem Tod des Vaters zwar auf und er fühlte sich emotional aufgehoben, gleichwohl stieß ihn die geistige Enge ab, wie er im Interview vehement betont:

I hated it. Everybody knew me. I was a kind of rebellious little kid and there was no way of getting out of there. So I've never been a big one on community. I lived in a community, and so when people talk about community and the search for community, and how wonderful community would be, not for me, not for me. I knew at fourteen I was going to get out of that town. I was not going to live that way, absolutely not.²⁴

In der retrospektiven Erzählung leitet Grele aus der bedrückenden Verstrickung in konkurrierende Kollektive als Halbweise unmittelbar seine zukünftige ablehnende Position gegenüber Gemeinschaften ab. Jene steht zwar zu Greles wenig später beschriebenen Lebensweise als politischer Aktivist in den sechziger Jahren im Widerspruch, dient aber aus der Erzählgegenwart gesehen dazu, sich selbst auf einem Standpunkt kritischer, aber aufmerksam beobachtender Distanz zu verorten, wie ihn viele der hier dargestellten Intellektuellen ebenfalls für sich stilisierten.

Spuren diktatorischer Systeme

Zu den wiederkehrenden Topoi in den Narrativen von Kindheit, Jugend und Herkunft gehörten auch Erfahrungen mit den Nachwirkungen des Nazismus und Faschismus in der eigenen Familie oder im engeren Umfeld, die oft mit einer rand- oder zwischenständigen Selbst-Verortung verknüpft wurden. Die Gemeinschaft, in welcher die niederländische Historikerin Selma Leydesdorff

23 Interview mit Ronald Grele, 21. 2. 2007, Datei 1, 0:11–0:18, 0:23. »Swamp yankees« ist eine abwertende Bezeichnung für Bewohner der US-amerikanischen Nordstaaten, die an stehenden und tendenziell schlammig-sumpfigen Binnengewässern wie Seen oder langsam fließenden Nebenflüssen leben. Interessant ist, dass Grele diese Bezeichnung für seine Familie mütterlicherseits verwendet und sich damit auf die Seite der eingewanderten Vaterfamilie stellt und ihren (spöttischen) Blick teilt. Die Nähe zu den eingewanderten europäischen Vorfahren ist sicher einer der Hintergründe für Greles spätere intensive Beziehung zu europäischen Intellektuellen und dem frühen Oral-History-Netzwerk auf dem »alten Kontinent«.

24 Interview mit Ronald Grele, 21. 2. 2007, Datei 1, 0:27.

(Jg. 1941) als Tochter jüdischer Eltern in Amsterdam heranwuchs, war ebenfalls eng, zudem jedoch »extrem traumatisiert« und »weit davon entfernt, in die niederländische Gesellschaft integriert zu sein«. Ihr Vater war während des Zweiten Weltkriegs von den Japanern in Indonesien interniert worden, die meisten seiner Familienangehörigen waren in Polen, im Vernichtungslager Sobibor, ermordet worden. Belastet von diesem abgeschirmten Umfeld, das vorwiegend aus jüdischen Holocaust-Überlebenden und deren Kindern bestand, und vom frühen Tod des Vaters, der den sozialen Abstieg der Familie nach sich zog, durchlief sie eine katastrophale Schullaufbahn, die erst unterbrochen wurde, als sie aus eigenem Entschluss diese beklemmende Welt verließ und auf ein katholisches Gymnasium wechselte.²⁵

Keiner der anderen Interviewpartner kam aus einer ähnlich von rassistischer Verfolgung beschädigten Familie wie Selma Leydesdorff, doch wurden bei einigen ambivalente Erfahrungen mit Spuren vergangener Diktaturen angedeutet oder in Episoden verdichtet. Giovanni Contini fehlten offensichtlich die Worte, als er nach der Haltung seiner florentinischen Adelsfamilie während der Zeit des Faschismus gefragt wurde. So uneindeutig, wie sich ihm die politische Orientierung der Familie väterlicherseits wohl darstellte, klingen seine verworrenen Sätze über ihre Verwicklung in das faschistische Regime:

Meine Familie ist eine Familie, die ursprünglich keine Faschisten waren, dann wurde mein Großvater *podestà* [von den Faschisten eingesetzter Bürgermeister, MF], nicht, aber sein Cousin war Partisan, also, es ist zie... ziemlich speziell auch, auch die Haltung der, der, der, der Familie in Bezug zur, zur politischen Sache, nicht, das heißt meine Geschwister sind [*schaut weg*] alle links [...].²⁶

25 Interview mit Selma Leydesdorff, geführt von Sirku Plötner in Amsterdam am 27. 4. 2008, Kassette 1, Seite A (Übersetzung aus dem Niederländischen Sirku Plötner).

26 Interview mit Giovanni Contini, 25. 9. 2006, Kassette 2, o: 26. (»La mia famiglia era una famiglia che originalmente non erano fascisti, poi mio nonno ha fatto il podestà del paese, no, ma suo cugino ha fatto il partigiano, quindi, è ab ... abbastanza particolare anche, anche la posizione della, della, della, della famiglia in rapporto alla, alla vicenda politica, no, cioè i miei fratelli sono [*schaut weg*] tutti di sinistra [...].«) Giovanni Continis Urgroßvater, Alessandro Contini Bonacossi (1878-1955), war einer der bedeutendsten Kunstsammler und -händler Italiens. Dass er sehr gute Beziehungen zu faschistischen und nazistischen Führungskreisen hatte, legen folgende Tatsachen nahe: Er wurde zum einen 1939 unter Benito Mussolini zum Senator ernannt. Zum anderen unterhielt er offensichtlich intensive Geschäftsbeziehungen zu Hermann Göring. Teile seiner bedeutenden privaten Kunstsammlung sind seit 1969 als Sammlung »Collezione Contini Bonacossi« in den Florentiner Uffizien im Besitz des italienischen Staates. Vgl. Günther Haase: Die Kunstsammlung des Reichsmarschalls Hermann Göring, Berlin 2000, S. 93 f. Haase liefert für seine Ergebnisse leider keine ausreichend verifizierbaren Quellenangaben, obwohl er sich auf eine umfangreiche Dokumentation stützt.

Unbefangener, fast amüsiert führte er hingegen aus, dass die Familie seiner Mutter zur extremen monarchistischen Rechten in Italien gehörte, in deren Augen Mussolinis Politik viel zu weit links und zu volksverbunden gewesen sei, als dass man ihr hätte folgen wollen.²⁷ Diese komplexe rechtskonservative Prägung seiner Familie, nach welcher es wohl vor allen Dingen vermieden werden sollte, sich mit jeglichen Massenbewegungen gleich welcher Couleur gemein zu machen, lässt verstehen, wie es möglich war, dass Continis Vater in späteren Auseinandersetzungen über die linksextreme Orientierung des Sohnes jenen mit den Worten, er sei »un fascista rosso«²⁸, ein roter Faschist, angreifen konnte.

Luisa Passerini schreibt in »Autoritratto«, dass ihre Grundschulzeit im Nachkriegsitalien spürbar vom Faschismus geprägt war. Dies betraf Lerninhalte wie Gedichte und Lieder, aber auch eine starke soziale Diskriminierung, die bis in den Klassenraum hinein reichte. Sie reagierte darauf mit einer großen Faszination für die »Ausgestoßenen auf der letzten Bank«, die, wie sie nur in einem Nebensatz anmerkt, bezeichnenderweise die Insassen des nahen Waisenhauses waren. Ihre Attraktion für diese Kinder, mit denen sie durchaus eine gemeinsame Erfahrungsgrundlage, den Verlust der Eltern, teilte, mündete jedoch nicht in engere Beziehungen.²⁹ Passerini wählte die Tochter eines zum Katholizismus konvertierten jüdischen Arztes zur »Herzensfreundin«, blieb also als Tochter eines Bahnbeamten in den Grenzen ihrer sozialen Schicht. Als die ungefähr dreizehnjährige Passerini als Strafe für eine schlechte Leistung von der Freundin, mit der sie die Schulbank teilte, räumlich getrennt wurde, war sie erschüttert. In Passerinis Narrativ verdichtet sich diese Erfahrung zu einer Episode über die als hoch ambivalent erlebte Präsenz der Vergangenheit in ihrer Gegenwart:

Für mich war die ganze Geschichte, auf getrennte Bänke verbannt zu werden, eine Erfahrung der Ungerechtigkeit der Welt. Es erschien mir Teil des Schicksals zu sein, dass ich diese übertriebene Bestrafung von einem Opfer empfangen hatte. Die Lehrerin war von den Nazis verfolgt worden, hatte die Familie im KZ verloren, trug auf dem Arm dieses furchtbare Zeichen. Für mich, die ich keine Bilder von KZ-Häftlingen sehen konnte, ohne zu zittern, war sie symbolisch sowohl Opfer als auch Verfolger. Über diese Angst und dieses Leiden konnte ich mit niemandem sprechen. Nur ein paar Mal mit

27 Interview mit Giovanni Contini, 15. 3. 2007, Datei 2, 0:46.

28 Interview mit Giovanni Contini, 25. 9. 2006, Kassette 2, 0:42.

29 Passerini, *Autoritratto*, S. 24 f. (»I reietti sul fondo [...]«).

meiner Freundin, aber wenig, denn es tat zu weh und man konnte nichts dagegen tun, niemanden konnte ich um Hilfe bitten.³⁰

Aufgrund der Verfolgungsgeschichte in der Vergangenheit der strafenden Lehrerin verbot es sich für Passerini, Aggression und Antipathie, die sie wohl durchaus empfand, zuzulassen. Das vertiefte ihre Gefühle der Verunsicherung, Isolation und Schuld.

Lutz Niethammer, zur gleichen Alterskohorte wie Luisa Passerini gehörend und wie sie im Gegensatz zu anderen Kollegen des internationalen Netzwerkes aus einem Land mit signifikanter Diktaturerfahrung stammend, betonte im Interview, dass er keine direkte, eigenverantwortliche Erfahrung mit dem nationalsozialistischen Regime gemacht habe und deshalb ohne »persönliches Schuldbewusstsein«³¹ sein könne. Gleichwohl fühlte er in seiner Jugend eine

[...] Beklemmung von ewiger Gestrigkeit und Rückgebundenheit an ein Drittes Reich, das man eigentlich gar nicht kannte, aber von dem man irgendwie schon wusste, dass es ein Inbegriff von Schrecklichkeit gewesen war und dass es gleichzeitig einen Verantwortungsrahmen stiftete, aus dem man gar nicht entkommen konnte und auch irgendwie so erzogen worden ist [...]. Und dass das unfassbar war und dass man sich irgendwie zu dieser Gebundenheit an etwas Unfassbares verhalten musste [...].³²

Wie unverständlich und fremd diese Verbindung zur unmittelbaren Vergangenheit auf ihn wirkte, lassen die unpersönliche Form seiner Äußerung (»man«), seine hilflose Wortwahl (»irgendwie«) und der in immer neuen Anläufen um Erklärung ringende Satzbau (»und dass«) erahnen. In seinem Fall setzte sich dieses Gefühl des unumgänglichen Zurückgeworfenseins auf seine deutsche Herkunft und damit auf die deutsche Vergangenheit durch und begründete die thematische Fokussierung auf den Nationalsozialismus in seinen ersten historiografischen Arbeiten.³³ Er habe jedoch seine Motivation nicht daraus

30 Passerini, *Autoritratto*, S. 26 f. (»Ma per me l'intera vicenda dell'esilio in banchi staccati era stata l'esperienza dell'iniquità del mondo. Mi sembrava parte del destino che a infliggermi una punizione spropositata rispetto all'errore fosse stata una vittima. L'insegnante era stata perseguitata dai nazisti, aveva perso la famiglia in un campo di concentramento, portava ancora sul braccio quell'orrido marchio. Per me, che non potevo vedere senza tremare le immagini dei prigionieri nei campi, era stata emblematicamente vittima e aguzzina. Di quel terrore e sofferenza non riuscivo a parlare con nessuno. Solo a volte con la mia amica, ma poco, perché faceva troppo male e non c'era nulla da fare, nessuno cui chiedere aiuto.«)

31 Interview mit Lutz Niethammer, 27. 5. 2008, Datei 2, 0:16.

32 Interview mit Lutz Niethammer, 27. 5. 2008, Datei 2, 0:01.

33 Vgl. Lutz Niethammer: *Entnazifizierung in Bayern. Säuberung und Rehabilitierung unter amerikanischer Besatzung*, Frankfurt 1972 und ders./P. Brandt/U. Borsdorf (Hg.):

geschöpft, dass die nationalsozialistische Vergangenheit im politisch-öffentlichen Diskurs der 1950er und 1960er Jahre ausgeblendet worden sei, wie oft fälschlich behauptet werde. Sein Interesse und sein intellektueller Widerspruch seien eher durch die »Distanzierungsqualität«³⁴ geweckt worden, mit der die jüngste Vergangenheit Deutschlands damals dargestellt worden sei. Für Niethammer war dies gerade deshalb nicht glaubwürdig und erträglich, weil er die Nähe der nationalsozialistischen Zeit beinahe körperlich empfand.

Im Gegensatz zu Niethammer fühlten sich andere Intellektuelle durch das fehlende Sprechen über geschehenes Unrecht, begangene Verbrechen und die damit verbundene eigene Verantwortung in ihrer Herkunftsgesellschaft irritiert und gestört. Dieses Schweigen nicht respektieren zu können oder zu wollen, habe sie bei der Erforschung zeitgeschichtlicher Themen angetrieben. Ihre zunächst wohl instinktiv und dann reflektiert gewählte Methode war folgerichtig nicht die Recherche brisanter Dokumente in stillen Archiven, sondern das Befragen ihrer Zeitgenossen über deren gelebte Wirklichkeit in der unmittelbaren Vergangenheit, das Anstoßen von Gesprächen über gemiedene und missachtete Themen.³⁵

Mündliche Traditionen in der Familie

Nicht nur Schweigen, auch das Sprechen konnte die Neugier der Intellektuellen auf Erzählungen aus vergangenen Zeiten wecken und Sensibilität für die komplexe Beschaffenheit der dabei transportierten Vorstellungen und Bilder über die persönliche und nationale Geschichte entwickeln. Mehrere Interviewpartner bemerkten, dass sie von mündlichen Erzählungen in ihrer Kindheit fasziniert oder irritiert worden waren. So stellte Irina Scherbakowa die Erzählungen ihrer Großmutter über die Geschichte der Familie, die sie, wie oben gezeigt, offenbar problemlos auch in ihre eigene Lebenserzählung integriert hatte, bewusst als Ursprung ihres »brennenden Interesse[s] für die Vergangenheit und für die Lebensgeschichten anderer«³⁶ dar. Problematischer als für Scherbakowa war für Giovanni Contini der Rückbezug auf die endlosen Ge-

Arbeiterinitiative 1945. Antifaschistische Ausschüsse und Reorganisation der Arbeiterbewegung in Deutschland, Wuppertal 1976.

34 Interview mit Lutz Niethammer, 27. 5. 2008, Datei 2, 0:36.

35 Für das Thema des gesellschaftlichen Schweigens als Antrieb zur Forschung über zeitgeschichtliche Themen mit der Methode der Oral History siehe das Kapitel von Franka Maubach in diesem Band.

36 Irina Scherbakowa: Nur ein Wunder konnte uns retten. Leben und Überleben unter Stalins Terror, Frankfurt a. M. 2000, S. 23.

sprache mit dem gebildeten Großvater, die in seinem Narrativ wohl dafür stehen, wie unangemessen die erzwungene Wohngemeinschaft mit dem melancholischen Mann als Lebensform für den Heranwachsenden war und wie groß seine Überforderung, nun die verstorbene Großmutter als Gesprächspartnerin ersetzen zu müssen. Contini erinnerte sich an die »schreckliche Langeweile«, die er dabei empfunden hatte, und fügte mit dem Verständnis des nunmehr erwachsenen Mannes und erfahrenen Interviewers an, dass es sich um »ein furchtbares Erzählen falscher Anekdoten« gehandelt hatte: »Seine Erinnerungen waren wirklich ... waren echte Fossilien [...]«. ³⁷ All dies habe ihn, so merkte er selbst überrascht an, vielleicht nicht nur auf den ständigen Kontakt mit alten Menschen bei seinen Interviews vorbereitet, sondern auch für Verdrehungen der Lebensgeschichte und der Erinnerung sensibilisiert.

Wie Contini begannen einige Interviewpartner manchmal erst im Interview, verblüfft einen Zusammenhang zwischen der Präsenz und Pflege mündlicher Erzählungen in ihrer Familie und der späteren professionellen Beschäftigung mit mündlichen Quellen zu sehen – so auch der schwedische Ethnologe Orvar Löfgren (Jg. 1943), der nur ungern über seine persönlichen und familiären Hintergründe Auskunft gab:

I had a father who was very interested in history [...] of course there was a rich oral tradition [...]. So, my dad got from the US one of the first tape-recorders that actually run on a steel-wire. He interviewed his old kin and so, in the family there was that tradition that you interviewed people, you know. [*schnell hinterher geschoben*] And I never thought about that, when you mention it, it's, it was there as a method, as a fa ... And I think that is a very interesting ... tradition. ³⁸

Löfgren, der vor allem die ersten internationalen Konferenzen zur Oral History besucht hatte, verallgemeinerte diese Tradition seiner eigenen Familie sofort und beschrieb, dass die neuen Aufnahmegeräte in den 1950er Jahren dem Bedürfnis der schwedischen Mittelklasse entgegenkamen, die eigene Familie auf Fotos, Film- und Tonbändern zu dokumentieren. Als Löfgren in den frühen Sechzigern auf der Suche nach einer Möglichkeit, Alltagsleben mit qualitativen Methoden zu erforschen, sein Studienfach von der Geschichte hin zur Volkskunde/Ethnologie wechselte, erlitt er zwar zunächst einen »cultural shock« ³⁹,

37 Interview mit Giovanni Contini, 25.9.2006, Kassette 2, 0:35 (»una noia tremenda«, »Però era un terribile raccontatore di aneddoti falsi. [...] I ricordi suoi erano proprio ... erano davvero dei fossili [...]«).

38 Interview mit Orvar Löfgren, geführt von Christian König in Lund am 15.7.2007, Datei 1, 0:17.

39 Interview mit Orvar Löfgren, 15.7.2007, Datei 1, 0:02.

nachdem er begriffen hatte, dass in dieser Disziplin die benötigten Quellen durch Interviews und Feldstudien selbst geschaffen werden. Doch Löfgren überwand diesen schnell und arbeitete sich nunmehr befreit in die neue Methode ein, wohl auch dank der vertrauten ausgeprägten Familienpraxis des aufgezeichneten Interviews.

Löfgrens Landsmann Sven Lindqvist (Jg. 1932), Autor eines der meist rezipierten Oral-History-Handbücher »Grabe wo du stehst«⁴⁰, fühlte sich durch sein literaturgesättigtes Umfeld früh von Büchern und dem aktiven und passiven Umgang mit Sprache angezogen. Sein Vater, ein Grundschullehrer, las ihm vor, rezitierte für ihn Gedichte und wurde sein erstes »Schreibinstrument«: »Before I had the physical ability to write, I told stories to my father and asked him to write them down, which he did.«⁴¹ Wenig später, zwischen seinem fünften und zwölften Lebensjahr, lernte Lindqvist in der Sonntagsschule die Erzählungen von Missionaren aus China, Afrika und Indien als »Quelle von Information und Kontakt«⁴² schätzen; sein Interesse an anderen Ländern erwachte und er bemerkte:

[...] this ›that really happened‹ seemed so much more valuable and interesting than things that had just been taken of the cuff. [...] I didn't believe that I become a missionary, but I would like to be a witness to the crude things that happen in the world. To have witness about and report what was happening; taking to world opinion [...].⁴³

Seine Neigung zu lesen und zu schreiben, verband sich für Lindqvist rückblickend untrennbar mit dieser Aufmerksamkeit für fremde Kulturen und Nationen. Seine ganze Jugend im vom Zweiten Weltkrieg verschonten Schweden hindurch vertiefte er beides, bis er schließlich 1947 als Fünfzehnjähriger seine erste Auslandsreise unternehmen und später als Reisejournalist und -schriftsteller seine Leidenschaft zum Beruf machen konnte.⁴⁴

40 Sven Lindqvist: *Grabe wo du stehst. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte*, Bonn 1989 (schwed. »Gräv där du står«, Stockholm 1978).

41 Interview mit Sven Lindqvist, geführt von Christian König in Stockholm am 11. 6. 2007, Datei 1, 0:20.

42 Interview mit Sven Lindqvist, 11. 6. 2007, Datei 1, 0:28.

43 Interview mit Sven Lindqvist, 11. 6. 2007, Datei 1, 0:31.

44 Vgl. seine Publikationen: *China von innen. Zwei Jahre in Maos Reich*, Wiesbaden 1964; *Lateinamerika. Der geplünderte Kontinent*, Hamburg 1971; *Durch das Herz der Finsternis. Ein Afrika-Reisender auf den Spuren des europäischen Völkermordes*, Frankfurt/New York 1999.

Aufbruch

Bewegung im geografischen Raum

Mehrere der von uns interviewten Intellektuellen schienen, wie Lindqvist, seit ihrer frühen Jugend begierig darauf gewesen zu sein, den Schritt aus den Familien, Orten und Milieus ihrer Herkunft heraus zu tun, die Grenzen der Umwelt, in die sie hineingeboren worden waren, aufzubrechen, indem sie selbst aufbrachen.

So ergriffen drei italienische Oberschüler am Ende der 1950er Jahre unabhängig voneinander die Gelegenheit, dank eines Stipendiums des American Field Service ein Jahr an einer High School bzw. einem College in den USA zu verbringen. Für Luisa Passerini, Alessandro Portelli und Alessandro Triulzi bedeutete ihr Aufenthalt in Nordamerika zwischen 1958 und 1960 nicht nur einen Gewinn an Distanz zu Herkunftsfamilie, -milieu und -region, sondern konfrontierte die Siebzehn- bis Neunzehnjährigen auch mit grundlegenden politischen Erfahrungen und, im Fall von Triulzi und Portelli, mit ihrer zukünftigen Studien- und Forschungsdisziplin. Während der spätere Afrikanist Triulzi (Jg. 1941) durch den Flirt mit einer engagierten afroamerikanischen Aktivistin mit der Martin-Luther-King-Bewegung in Kontakt kam⁴⁵, fühlte sich Portelli in Los Angeles vom extremen Antikommunismus in den USA abgestoßen. Er habe sich dadurch von der unpolitischen, tendenziell antikommunistischen Haltung seines Elternhauses, wo Politik grundsätzlich als »schmutzig oder unbedeutend« galt, entfernt und reges Interesse für die amerikanische Folk- und Bürgerrechtsbewegung entwickelt, über die er später seine akademische Abschlussarbeit sowie mehrere Bücher schreiben sollte.⁴⁶

Für Luisa Passerini war Amerika eine »Fluchtmöglichkeit«: »Es gab keine Modelle, man wusste nicht, wie man sich verhalten sollte, zwischen den Verboten und dem Neuen. Man hatte einfach nur Lust, die ganze alte Welt über Bord zu werfen.«⁴⁷

45 Interview mit Alessandro Triulzi, geführt von Manja Finnberg in Rom am 17. 3. 2007, Datei 1, 0:01.

46 Irene Rosati: Alessandro Portelli. Ho imparato come gli artigiani rubando con gli occhi, in: Alessandro Casellato (Hg.): Il microfono rovesciato. Dieci variazioni sulla storia orale, Treviso 2007, S. 57, und Interview mit Alessandro Portelli, geführt von Manja Finnberg in Rom am 18. 4. 2008, Datei 2, 0:06 (»sporca o insignificante«). Vgl. seine Publikationen zum Thema, u. a.: Veleno di piombo sul muro. Le canzoni del Black Power, Bari 1969; La canzone popolare in America. La rivoluzione musicale di Woody Guthrie, Bari 1975; Il testo e la voce. Oralità, letteratura e democrazia in America, Roma 1992.

47 Passerini, Autoritratto, S. 38. (»Non c'erano modelli, non si sapeva come comportarsi, tra divieti e novità. Si aveva solo voglia di buttare a mare tutto il vecchio mondo.« »Alla fine del liceo [...] ci fu una occasione di fuga [...].«)

Wenn der Begriff der »alten Welt« in Passerinis autobiografischem Text auf ihr familiäres und kleinstädtisches Umfeld im Nachkriegsitalien zielte, erscheint es folgerichtig, dass sie mit diesem Lebensgefühl in die »neue Welt«, in die USA aufbrach. Überraschenderweise wollte Passerini jedoch im Rückblick, im Gegensatz zu Portelli und Triulzi, keine anderen Einflüsse des Austauschjahres auf ihr späteres Leben gelten lassen, als das äußerst hilfreiche, exzellente Beherrschen der englischen Sprache. Das mag, der Logik ihres Narrativs folgend, darin begründet sein, dass ihr Leben in der sehr gläubigen, republikanischen Mittelklassefamilie in Rochester/New York nicht ihrem zuvor formulierten Anspruch eines »heroischen Lebens« entsprach, an dem sie im Interview wiederholt ihre Erfahrungen maß.⁴⁸ Wie sie zuvor auf die irritierte Nachfrage ihrer Interviewerin erklärt hatte, sei ein solches Leben von kontinuierlicher Transgression gekennzeichnet. In solch einem Leben gäbe es immer ein Ziel, eine Vision, die dringlicher als die eigene private Existenz sei, ein Engagement, dem man sein Leben widme und das alles durchdringe. Mit einer Mischung aus Bedauern und Beharren in der Stimme fügte Passerini hinzu, dazu gehöre

dieser Wille, sich von der Vergangenheit zu befreien, immer den Beziehungen nachzugehen, die sofort sehr intensiv sind, den lebendigsten, und die anderen fallen zu lassen. Das sind Entscheidungen, die ein wenig sind wie ... die Vision eines Heldenlebens, das aber Dinge einfach wegschneidet [...].⁴⁹

Passerinis vierköpfige Gastfamilie hingegen verkörperte die kleinbürgerliche, auf Wohlstand und Konsum orientierte Existenz; ein starker Kontrast zu ihrem Freundeskreis in Asti, der mittels Alkohol und frei gelebter Sexualität die gesellschaftlich vorgegebenen Grenzen der piemontesischen Kleinstadt zu überschreiten versucht hatte. Das ungewohnte Zusammenleben in der Gastfamilie zog die praktisch elternlos aufgewachsene Passerini ebenso an, wie es sie abstieß: »Sie erschienen mir begrenzt, provinziell, rückständig. Ich hatte sie ins Herz geschlossen, aber ich konnte dem Faden der Zuneigung nicht folgen, eingenommen wie ich war von meinem oppositionellen Wüten.«⁵⁰ Als Ausweg wählte sie die ihr vertraute Zwischenposition: Die liberale Nachbarfamilie bot das zweite Zuhause, in das sie sich flüchten konnte.

48 Interview mit Luisa Passerini, 12. 4. 2008, Datei 2, 0:35–0:43 (»vita eroica«).

49 Interview mit Luisa Passerini, 12. 4. 2008, Datei 2, 0:22 und 0:25 (»questa volontà di liberarsi del passato, di seguire sempre i rapporti più immediatamente accesi, quelli più vivaci e di lasciare da parte gli altri, ecco queste sono scelte di tipo anche un po'...una visione della vita eroica, che invece taglia via delle cose«).

50 Passerini, Autoritratto, S. 39. (»A me sembravano limitati, provinciali, arretrati. Mi ero affezionata, ma non potevo seguire il filo dell'affetto, presa com'ero dai miei furori di opposizione.«)